



CH

Ferienheim in Büttenhardt, Schweiz | Architekten Bernath und Widmer, Zürich

Kernfreier Holzbau: Ein 2,60 Meter langer Bohrer macht es möglich, dass Holz aus dem heimischen Wald verbaut werden kann.

Foto: Roland Bernath

Axel Simon stellt der kantigen Schweizer Architektur ein ganz anderes, vorbildliches Projekt entgegen: ein äußerlich konservatives, dafür aber programmatisch umso interessanteres **Holzhaus**, dessen Baumaterial aus dem benachbarten Wald geschlagen wurde.

Nachhaltigkeit – ein sperriges Wort, und doch kommt das heutige Bauen ohne es nicht aus. Neben effizienterer Technik und knapperen Wohnungen fordert es das Besinnen auf den Ort, dessen Ressourcen an Material und Arbeitskraft: Slow Architecture. Dass mit einer solchen Sichtweise nicht nur „Ökohäuser“ entstehen können, mehr oder weniger lustige Exoten, sondern durchaus ernst zu nehmende Architektur, zeigt das Ferienheim Büttenhardt der Architekten Bernath + Widmer.

Von Schaffhausen fährt man noch eine Viertelstunde durch hügelige Felder, später durch einen typischen Schweizer Mischwald. Am Rand einer großen idyllischen Lichtung liegt ein Bauernhof mit dem „Ferienheim“, dessen verfallene

Vorgängerbau wirklich ein Erholungsheim war. Der neue Anbau ans Bauernhaus dient bis zu sechs Jugendlichen für einen mehrmonatigen Aufenthalt in einem besonderen Betreuungsprogramm. Beim Bau des zweigeschossigen Holzhauses waren die Jugendlichen, die zum damaligen Zeitpunkt dort wohnten, beteiligt. Den Neubau initiiert hatte ein alter Maschinenbauer aus der Gegend. Mit der fixen Idee, aus einheimischem Laubholz Häuser zu bauen, entwickelte er einen 2,60 Meter langen Bohrer, der den Kern dicker Holzbalken entfernt. Das kernlose Laubholz trocknet schneller, reißt weniger stark und schafft die Möglichkeit, auch aus dünnen Stämmen Balken zu sägen, anstatt das Holz wie bisher zu verfeuern. Aus der ohnehin nötigen Pflege des eigenen Waldes entsteht, quasi als Nebenprodukt, ein Haus.

Die jungen Architekten sichteteten das im Winter 2007 gefällte Holz. Die Stämme reihten sich dick bis dünn, lang bis kurz, beidseits des Feldweges vor dem Hof, insgesamt 500 Kubikmeter. Anhand der Holzliste planten sie zusammen mit einem Blockhausspezialisten das Gebäude. Aus der maximalen Bohrlänge ergab sich das Achsmaß von 5,20 Meter, die verschiedenen Holzsorten wurden entsprechend ihrer Eigenschaften eingesetzt. Mobile Bandsägen schnitten die Stämme auf dem Bauplatz, im Nachbarort bohrte man den Kern aus und ließ die Balken rund ein Jahr lang trocknen, bevor Zimmer-

leute die abgebundenen Elemente auf das betonierte Untergeschoss montierten.

Das äußere Rahmenwerk des Ständerbaus bilden witterungsresistente Eichenbalken (20 x 20 Zentimeter), ausgefacht mit 8 bis 14 Zentimeter dicken Bohlen aus Föhre. Im Inneren der Konstruktion trägt vor allem Buchenholz, das den Löwenanteil des geschlagenen Hartholzes ausmachte, dem Wetter jedoch nicht ausgesetzt werden sollte. Und natürlich sind auch die Dielenböden, die Treppen, die Geländer und Fenstergewände aus dem eigenen Holz – insgesamt rund 90 Prozent des Hauses –, was heißt: leimfrei und somit gesund, nachwachsend, vor Ort gewonnen und verarbeitet und somit ökologisch.

Die Brennholzstapel entlang des Waldrands zeigen, für was man die kostbaren Buchen, Eichen und Ahorne bislang verwendete. Das neue Ferienheim in Büttenhardt macht deutlich, dass sich genau dieses Holz auch anders verwenden lässt, und ist insofern ein Pilotprojekt.



Axel Simon | lebt in Zürich und arbeitet dort als Architekturkritiker und Redakteur der Zeitschrift Hochparterre. Mit besonderer Vorliebe schreibt er über Gebäude, die sich und die Architektur nicht neu erfinden wollen.

Angelika Fitz erklärt ein bereits wieder verschwundenes **Satteldachhaus** über einer eingehausten Stadtautobahn zum wichtigsten Sommerprojekt Österreichs und macht klar, warum dieser Bau ein Phantomschmerz im Stadtgefüge von Linz bleiben musste.

Temporäre Interventionen sind von künstlerischen Exoten zu einer beliebten städtebaulichen Strategie aufgestiegen. Insbesondere in der Stadterneuerung werden auf diesem Wege leerstehende Immobilien und Brachen aufgewertet, Bewohner zur Mitgestaltung eingeladen und Touristen mit Festivals versorgt. Es kann damit gerechnet werden, dass die Aussicht auf maximale mediale Aufmerksamkeit bei verhältnismäßig geringem finanziellem Einsatz noch viele Investoren und Kommunen locken wird. Für die einen mag damit die Praxis einer differentiellen Raumproduktion, wie sie von Henri Lefebvre bereits in den 1960er Jahren gefordert wurde, endlich in den Mainstream vorgedrungen sein. Für andere hat sich ein Dispositiv verfestigt, das in seiner Flüchtigkeit und Prozess-

haftigkeit neoliberalen Anforderungen und Wertungslogiken geradezu entgegenkommt. Umso dringlicher gilt es, Projekte zu finden und zu verstehen, denen es gelingt, die feine Balance zwischen symbolischem Kapital und Popularisierung, zwischen Beteiligung und Dienstleistung, zwischen Unterhaltung und Lerneffekten produktiv zu machen.

Die Architekten Peter Fattinger, Veronika Orso und Michael Rieper treten im Feld des Temporären als loses Kollektiv auf. Sie agieren aber nicht als urbanes Kriseninterventionsteam, sondern tauchen bevorzugt an Orten auf, die bereits als saniert und repariert gelten. Ihren Interventionen gelingt dabei, was aufwendige bauliche Umgestaltungen zuvor nicht geschafft hatten: einen öffentlichen Ort zu schaffen, zuletzt mit „Bellevue. Das Gelbe Haus“ im Rahmen von Linz 2009 – Kulturhauptstadt Europas. Schauplatz war ein neuer Landschaftspark auf der Einhausung der Linzer Stadtautobahn, von den lärmgeplagten Anrainern jahrelang ersehnt, nach der Eröffnung mäßig genutzt. An der Kante zur Autobahn holte das „Gelbe Haus“ auf der einen Seite die verlorene Aussicht auf die Autos zurück und stellte sich auf der anderen der grünen Langeweile des Parks. Mit seinem Satteldachzitat, vertraut von den ruralen Typologien der umliegenden Wohnbauten aus der NS-Zeit, und einer blumengeschmückten Aussichtsterrasse war es von Anfang an populär, gleichzeitig

aber fremd genug, um Bewegung in den Quartiersalltag zu bringen. Über seine Zeichenhaftigkeit hinaus bot es ein spannendes räumliches Gefüge für viele Nutzergruppen mit Nischen für Jugendliche, Unterkünften für Künstler, einer Kantine mit wöchentlich wechselnden Köchen, Ateliers und Schauräumen und einer Bühne mit täglichen, kostenlosen Veranstaltungen. Die bei solchen Projekten viel beschworene Aneignung grenzte hier fast an Vereinnahmung.

Das „Gelbe Haus“ muss bleiben, forderten viele Anrainer am Ende des Sommers und verkannten damit die Stärken des Ausnahmezustandes, den der Modus des Temporären herstellt: die Möglichkeit, rechtliche Hürden zu überwinden und an einem neuralgischen Ort zu bauen, die Bereitschaft, bei Auftraggebern und Besuchern Ungewohntes auszuprobieren, und eine Intensität, wie sie nur eine zeitlich begrenzte Verausgabung hervorbringen kann. Nicht trotz, sondern wegen ihrer Flüchtigkeit sind temporäre Interventionen wirksam. Das „Gelbe Haus“ wird als Phantom im Quartier bleiben.



Angelika Fitz | ist Kulturtheoretikerin, Kuratorin und Autorin mit Büro in Wien; zahlreiche Ausstellungen und Publikationen im Bereich Architektur und Urbanismus, aktuell „REALSTADT. Wünsche als Wirklichkeit“ im Kraftwerk Mitte in Berlin.



A

Gelbes Haus in Linz, Österreich | Architekten Fattinger, Orso, Rieper, Wien

Fata Morgana in Linz? Mancher Autofahrer wird sich umgedreht haben, um das Rückspiegelbild zu verifizieren.

Foto: Peter Fattinger



Mit dem „Gelben Haus“ kam im Sommer 2009 erstmals Leben in den Park, der zwei Jahre zuvor über der Einhausung der Stadtautobahn zwischen den Linzer Bezirken Bindermichl und Spallerhof angelegt worden war.

Fotos: Peter Fattinger (oben); Heimo Pertlwieser/Stadtplanung Linz (links)